



Reinhard Pohanka

BRAUNES ERZ

Die seltsame Jugend der Fini Kopstein
„Halbjüdin“, geboren 1928, Eisenerz



*Eisenerz mit dem Erzberg, um 1930
(Copyright Stadtmuseum Eisenerz)*

VORWORT

Das ist ein Buch über die Jugend meiner halbjüdischen Mutter und wie es ihr unter den Nazis ergangen ist. Es ist eher eine Erzählung als eine genaue Biographie, denn als sie mir nach vielen Jahren des Schweigens über diesen Teil ihres Lebens erzählt hat, gab es nur mehr ihre Geschichten und nur mehr wenige Dokumente über ihr Leben. Ich hatte aber schon lange vermutet, dass es im Leben meiner Mutter eine Zeit gegeben hat, in der etwas für sie Schwieriges passiert ist und über das sie ihr ganzes Leben eigentlich nicht sprechen wollte.

Ich habe mich schon als Kind immer gewundert, dass ich nur zwei Großeltern hatte, meine Großmutter Maria Pohanka und meinen Großvater Franz Joseph Pohanka. Irgendwann habe ich dann verstanden, dass die meisten Kinder in der Volksschule zwei Großelternpaare hatten und ich nur eines, nämlich die Eltern meines Vaters.

Natürlich habe ich dann meine Mutter gefragt, wo denn die anderen Großeltern, ihre Eltern, seien. Ich habe aber immer nur ausweichende Antworten erhalten, was meine Neugierde als Kind besonders geweckt hat. Aber weder aus meiner Mutter noch aus meinem Vater war etwas über diesen Teil der Familie herauszubekommen. Und das ist für viele Jahre auch so geblieben, eine Unterhaltung über diese Personen war Tabu in der Familie und wurde von meinen Eltern konsequent verweigert. Erst in den letzten Lebensjahren meiner Mutter bekam ich Zugriff auf die Familiendokumente und fand dort mir völlig unbekannt Namen auf den Geburts-, Heirats- und Taufurkunden.

Ich habe meine Mutter danach gefragt und langsam, über viele Monate hinweg, erzählte sie mir in kleinen Schritten die Geschichte ihrer Jugend. Einen Teil der handelnden Personen kannte ich aus meiner Kindheit, viele Namen waren mir völlig

fremd, wenngleich ich mir nun in meinen Erinnerungen als Kind Dinge erklären konnte, die ich vorher nicht verstanden hatte. Der Besuch einer fremden Frau, die mich als Fünfjährigen auf den Schoß nahm und zu küssen versuchte, aber die von meiner Mutter sehr abweisend behandelt wurde und die ich deshalb fürchtete. Ein Besuch in einer dunklen Wohnung, wobei mir ein offensichtlich kranker junger Mann seltsames Spielzeug schenkte, das ich heute nicht mehr habe. Damals konnte ich mir das alles nicht erklären, aber heute weiß ich, dass diese Frau meine Großmutter mütterlicherseits, Maria Kopstein, geborene Reiter war, der junge Mann mein Onkel Heinrich und die Gegenstände aus dem Nazi-Winterhilfswerk stammten.

Ich habe dann begonnen, selbst nachzuforschen, bei noch lebenden Verwandten nachzufragen und die Gespräche mit meiner Mutter niederzuschreiben. Viele Teile dieser Geschichte gehören also zur mündlichen Familienüberlieferung und sind mir so von meiner Mutter oder von Familienmitgliedern erzählt worden. Und als ich all diese Geschichten zusammengefügt habe, kam dabei langsam heraus, dass meine Mutter eine sehr seltsame Zeit in ihrer Jugend durchleben musste, in der ihr die Nazis Jahre ihres Lebens und ihrer Jugend geraubt haben. Eigentlich scheute meine Mutter sich daran zu erinnern, aber ich wollte wissen, was in der Vergangenheit meiner Familie geschehen ist. Zudem schreibe ich gerne Bücher, und das war eine Geschichte zum Aufschreiben. „Aber bitte veröffentliche es erst nach meinem Tod“, sagte meine Mutter immer. Sie ist 2019 gestorben, so kann ich ihre Geschichte nun zu Papier bringen, damit sie nicht vergessen wird. Und dass man sich daran erinnert, was Menschen anderen Menschen antun können, selbst wenn die Opfer noch Kinder oder Jugendliche sind. Natürlich haben die Nazis in der Zeit ihrer Herrschaft noch ganz andere und weit schlimmere Gräueltaten an vielen Millionen Erwachsenen und Kindern verübt, keine Frage, aber für meine Mutter war das, was man ihr persönlich angetan hat

genug, um sie ihr ganzes Leben zu einer überzeugten Gegnerin der Nazis und aller Rechten zu machen. Sie hat mit Glück die „interessanten Zeiten“ von 1938 bis 1945 in der „Ostmark“ überstanden und dann später ein erfülltes Leben gehabt, aber vergessen konnte sie diese Jahre nicht, auch wenn sie mir gegenüber lange Zeit davon nicht gesprochen hat. „Eigentlich bin ich ganz froh, dass ich dir das jetzt alles erzählen kann“, hat sie einmal zu mir gesagt, „einmal muss es ja raus und vielleicht hilft gerade meine Geschichte in Zukunft das Unglück anderer Menschen, das durch Rassenhass und Borniertheit entstehen kann, zu vermeiden“.

So habe ich also die Geschichte der Jugend meiner Mutter niedergeschrieben wie sie mir erzählt wurde, auch um zu zeigen, dass das Unglück, das man in einer Phase seines Lebens durchmacht, nicht automatisch dazu führen muss, dass man den Rest seines Lebens als verbitterter Mensch zu verbringen hat. Meiner Mutter ist es gelungen, ihre unglücklichen Jahre hinter sich zu lassen und ein „normales“ Leben zu führen. Wie alle anderen ihrer Generation, wie etwa mein Vater, der im Krieg als Soldat Schreckliches erlebte und sich nie davon befreien konnte, war sie aber ein Opfer ihrer Zeit. Sie hat versucht zu vergessen und konnte es doch nicht, und es war eine Erleichterung für sie, mir von diesen Jahren erzählen zu können. Als sie starb, wusste sie schon, dass ich an diesem Buch schrieb und sie fand es gut, dass ihre Geschichte anderen zur Mahnung bleiben würde.

Dieses Buch ist also in weiten Teilen ein Bericht in den Worten meiner Mutter, in manchen Teilen musste ich Dinge ergänzen, sodass es sich ein wenig wie eine Erzählung liest. Es war nicht so, dass mir meine Mutter ihre Geschichte in einem Zug oder vollständig erzählt hat, sondern es waren oft viele kleine Splitter, die ich zusammenfügen musste. Ob ich alles richtig verstanden habe, kann ich nicht sagen. Wo immer es möglich war habe ich versucht, Dokumente zu den Geschehnissen zu finden, aber in den 80 Jahren ist viel verloren

gegangen oder kann nicht mehr beschafft werden. Aber die Geschichte, die dem Ganzen zu Grunde liegt, ist das, was mir meine Mutter erzählt hat, was ich von anderen Verwandten gehört habe. Manche Geschehnisse, die in diesem Buch vorkommen, hat mir meine Mutter gar nicht erzählt und ich musste die fehlende Zeit in ihrer Geschichte aus Dokumenten und Recherchen ergänzen, was aber nach fast 80 Jahren nicht mehr so leicht war. Im Wesentlichen sollte sich alles so zugetragen haben, aber in allen Details kann ich es nicht verifizieren. Natürlich war meine Mutter, als sie mir ihre Geschichte erzählt hat, schon über 80 Jahre alt und ihr Gedächtnis war nicht mehr so scharf wie es früher war. Manche Geschehnisse, Orte und Personennamen wollten ihr nicht mehr im Detail einfallen, sodass ich mir die Freiheit genommen habe, den Bericht an manchen Stellen durch eigene Vorstellungen zu ergänzen. Manche kurze Gespräche mit meiner Mutter habe ich zu längeren Erklärungen zusammengefasst. Ich habe mir auch erlaubt, die wirklichen Namen nur bei meinen Familienmitgliedern und bei historisch relevanten Personen zu verwenden, alle anderen Namen habe ich aus rechtlichen Gründen verändert.

Ich habe meine Mutter einmal gefragt, warum sie sich nicht als Zeitzugin zur Warnung an die junge Generation zur Verfügung gestellt hat und sie hat mir geantwortet: „Dann hätte ich die ganze Zeit an die Nazis und besonders an Hitler denken müssen, der mir das alles in meiner Jugend angetan hat, dann hätte er gewonnen, weil er immer ein Teil meines Lebens gewesen wäre. So konnte ich ihn für lange Zeit vergessen und damit habe ich ihn persönlich besiegt“.

ERSTES KAPITEL

Es war das Schicksal meiner Mutter, dass sie zwar zunächst natürlich einen biologischen Vater hatte, der aber keiner war, der sich zu ihr bekannte und ihr seinen Namen gegeben hätte. Und als sie einen Vater bekam oder es einen Mann gab, der sich als ihr Vater in die Geburtsurkunde eintragen ließ, so hatte der, wenn man die Ereignisse der nächsten Jahre betrachtet, als Jude eine für ihr Leben verhängnisvolle Herkunft und Religion. Was am 1. März 1928, dem Tag der Geburt meiner Mutter Serafine, stets nur Fini genannt, in Österreich keine wichtige Rolle spielte, aber fast genau zehn Jahre später zu ihrer persönlichen Katastrophe werden sollte.

Aber alles der Reihe nach. Beginnen wir mit meiner Großmutter mütterlicherseits. Sie wurde 1903 als Maria Reiter in Eisenerz in der Steiermark geboren, aber Zeit ihres Lebens wurde sie immer nur Mizzi gerufen. Der Vater war zu dieser Zeit ein einfacher Hauer am Erzberg, die Mutter, meine Urgroßmutter Seraphine, geschrieben mit „ph“ im Gegensatz zum „f“ meiner Mutter, zunächst Kellnerin in einem der Eisenerzer Gasthäuser und dann Hausfrau. Neben der Maria gab es später noch fünf weitere jüngere Geschwister. Maria wuchs in Eisenerz in der Steiermark auf, im Schatten des Erzbergs unterhalb des Präbichls und an den Ufern des Leopoldsteiner Sees. Der Erzberg war die Brotkammer von Eisenerz. Jeder war froh wenn er hier Arbeit hatte, die war halbwegs gut bezahlt und sicher, Eisen würde man im 20. Jahrhundert immer mehr und mehr brauchen. Etwa 6000 Menschen lebten damals in Eisenerz und 5000 davon hatten in irgendeiner Form mit dem Erz und der Eisenproduktion zu tun.

Als der Erste Weltkrieg begann, war Maria elf Jahre alt. Von den Hungerjahren des Krieges hat sie kaum etwas gemerkt, da diese in Eisenerz nicht so hart waren wie im übrigen Öster-

reich, brauchte man doch die Kraft der Bergleute, weil die Kriegsmaschinerie beständig nach Eisen verlangte und man diejenigen, die es vom Berg holten, nicht hungern lassen konnte. Wie sie als Kind war und wie sie aufwuchs, darüber weiß ich wenig, aber trotz Krieg und den darauffolgenden Notjahren soll sie ein hübsches Mädchen und später eine durchaus schöne Frau gewesen sein. Ich selbst habe sie nur zweimal kennengelernt, als sie meine Mutter und mich Ende der 50-er Jahre in unserer kleinen Gemeindewohnung in Wien-Floridsdorf besuchte und meine Mutter sie mir als meine Großmutter vorstellte, für mich ungewohnt, war ich doch bis dahin sicher gewesen, nur eine Großmutter zu haben, die Mutter meines Vaters. Jetzt auf einmal hatte ich also eine zweite Großmutter, diese war eine hoch gewachsene Frau, hatte rötlich-braunes Haar mit einigen silbernen Fäden darin und ich weiß noch, dass ich mich vor ihr gefürchtet habe. Sie sah streng aus, die Haare hinter dem Kopf zu einem Knoten gebunden. Sie versuchte mich in die Arme zu nehmen und zu küssen, was ich heftig zu verhindern versuchte. Ich kann mich nicht daran erinnern, was sie mit meiner Mutter, die sie nach vielen Jahren zum ersten Mal wiedersah, zu besprechen hatte, es kann aber nicht viel gewesen sein und auch nicht sehr herzlich. Das zweite Mal sah ich sie einige Jahre später in einer dunklen und muffigen Wohnung in der Mollardgasse in Wien-Mariahilf, wo mir auch mein Onkel Heinrich vorgestellt wurde. Großmutter Maria und Onkel Heinrich haben mich damals aber beide nicht interessiert, weil ich nur schnell von dort weg wollte. Meinen Stief-Großvater mütterlicherseits, Sigismund Kopstein, habe ich niemals kennen gelernt, weil er mit meiner Mutter und auch mit mir nichts zu tun haben wollte und die Wohnung vor unserem Besuch verlassen hatte. Das nächste Mal, dass meine Großmutter Mizzi Reiter mir gegenüber erwähnt wurde, war Jahre später an dem Tag, an dem meine Mutter zu ihrem Begräbnis ging. Mich selbst haben diese Großeltern als Kind überhaupt nicht interessiert und ich habe sie vergessen, erst

später kamen bei mir die Erinnerungen an diese Begegnungen wieder hoch.

Die Maria Reiter übersiedelte 1923 im Alter von 20 Jahren nach Wien zu ihrer Tante, der Schwester ihrer Mutter, die selbst keine Kinder hatte, um die Familie in Eisenerz wirtschaftlich zu entlasten. Die anderen Geschwister blieben in Eisenerz. Die Maria muss nach den Jahren des Krieges aufgeblüht sein und war sicher glücklich darüber, nicht länger in Eisenerz, in der tiefsten Provinz, bleiben zu müssen.

Wien war in den Jahren nach dem Krieg eine geteilte Stadt. Es gab ein Wien der armen Leute, der Arbeiter und kleinen Beamten, der Kriegsheimkehrer und der Kriegerwitwen, die nicht wussten, wie sie von einem Tag zum nächsten überleben sollten. Und es gab das Wien der Reichen, der Hausbesitzer, der Fabrikanten und der Schieber. Vom Glanz der alten Kaiserstadt waren nur die Bauten geblieben, vielleicht auch die Kaffeehausliteraten und Künstler und die Beamten, die nun statt einer europäischen Großmacht den Rest Österreichs zu verwalten hatten.

Maria tauchte ganz in diese Stadt ein, die einer jungen Frau durchaus etwas zu bieten hatte. Man konnte ins Kino gehen, ein neues Vergnügen der Zeit, man konnte Spaziergänge in den Parks der Ringstraße unternehmen, die Kaffeehäuser oder die neu aufgekommenen Tanzcafés besuchen, zu denen sich Maria besonders hingezogen fühlte.

Die Tanzcafés in der „Stadt“, die für die Wiener der Erste Bezirk innerhalb der Ringstraße bedeutete, konnte sie sich nicht leisten. Also ging sie wahrscheinlich ins Café Palmhof, gegenüber dem Westbahnhof, oder in eines der vielen Etablissements in der Leopoldstadt. Was sie im Wien der 20er-Jahre wollte war sich vergnügen und einen Ehemann suchen, der ihr ein Leben als Hausfrau, Ehefrau und Mutter ermöglichen sollte. Ich weiß nicht, ob man sie mit Recht auf Wienerisch als „Schlampen“ oder „Flitschn“ bezeichnen könnte, aber sie scheint in Wien eine Reihe von Männerbekanntschaften

gehabt zu haben. Leider war kein Heiratskandidat darunter, sodass sie mit 24 noch immer ledig war. Arbeiten war wohl nicht so ihre Sache, meine Mutter sagte von ihr, sie sei von der Familie ihrer Tante zur Hausfrau und Ehefrau erzogen worden. Meine Großmutter Mizzi hatte also als junge Frau viel freie Zeit, um zu warten, bis ein ehefähiger Mann auftauchen würde. Es werden nicht die feinsten Etablissements gewesen sein, die sie aufsuchte, woher sollte sie auch das Geld gehabt haben, auch wenn sie das einzige Kind aus der Eisenerzer Verwandtschaft in der Familie ihrer Tante war.

1927 war sie 24 Jahre jung, als ihr im Mai in einem der Cafés ein junger Mann begegnet sein muss, dem sie mit Haut und Haar und ihrer Jungfernschaft verfiel. Wer er war und wie er hieß hat in meiner Familie niemals jemand erfahren. Auch ich weiß es natürlich nicht, obwohl es interessant wäre zu erfahren, von wem ich einen Teil meiner Gene habe. Er soll ein schöner Mann und früher einmal etwas Besseres gewesen sein, wie gesagt, genaues weiß man nicht. Vielleicht war er ein ehemaliger Offizier, der sich als Eintänzer betätigte, ein abgehalfterter Graf, der seine Güter im Osten verloren hatte oder einfach ein junger und fescher Wiener Strizzi, der log, dass sich die Balken bogen und der Maria das Blaue vom Himmel versprach. Aber er muss die junge Maria so beeindruckt haben, dass sie sich ihm hingab, wo immer das auch war. Vielleicht in einer dunklen Hauseinfahrt, in einem Park oder er hatte ein Untermietzimmer mit einer verständnisvollen Vermieterin. Lange kann die Beziehung nicht gedauert haben, denn schon im Juni blieben Marias Tage aus und die Schwangere musste feststellen, dass auch der schöne junge Mann aus ihrem Leben verschwunden war. Ob sie daran gedacht hat, zu einer Engelmacherin zu gehen, weiß ich nicht. Vielleicht war ihr das Risiko zu groß, waren diese doch dafür gefürchtet, dass sie manchmal bei einer Abtreibung auch zwei Engel produzierten. Wohl hätte es auch Ärzte gegeben, die mit einer Spritze die Frucht der Liebe beseitigt hätten, aber das konnte sich die junge Maria nicht

leisten, wenn sie überhaupt gewusst hätte, zu welchem Arzt sie gehen hätte können.

Maria war nicht die erste und einzige Frau, die im Wien der Zwanziger Jahre ein lediges Kind bekam, aber für sie war es eine persönliche Katastrophe. Ihre Tante war, wie die ganze Familie, streng katholisch erzogen. Sie drohte der Maria, sie nach Eisenerz zurückzuschicken, und da eine Abtreibung nicht in Frage kam, wollte sie ihr aber dennoch helfen, und man versuchte, das Problem von der anderen Seite her zu lösen. Ein Mann musste her, der dem Kind seinen Namen gab – und das ziemlich plötzlich. Und nun kommt ein weiterer Verehrer meiner Großmutter ins Spiel, ein gewisser Sigismund Kopstein. Er war Jude, Händler von Beruf, wie er sich selber gerne bezeichnete. Aber nach den Erzählungen meiner Mutter war er eher so eine Art von Hausierer, ein „Handleh“, wie man in der K. und K. Monarchie zu sagen pflegte, der seine Waren an den Wohnungstüren anbot. Aber er verehrte Maria, die er in einem der Tanzcafés kennengelernt hatte, die ihm aber bis dahin kaum Beachtung geschenkt hatte. Dabei war er durchaus gutaussehend. Er hatte nichts an sich, das in den Hetzkarikaturen der antisemitischen Zeitungen Wiens als typisch jüdisch zu sehen war und er ging auch nicht in die Synagoge. Er war ein Wiener durch und durch. Seine Eltern waren in der Monarchie aus dem kleinen böhmischen Städtchen Teplitz-Soborten nach Wien gekommen, um hier in der Stadt den Beschränkungen, die sie als Juden am Land hinnehmen mussten, zu entfliehen. Sigismund hatte mit dem Judentum als Religion gebrochen und war sein Leben lang absolut nicht religiös. Später sollten ihn seine schönen Anzüge und sein Wienerischer Dialekt aber auch nicht vor den Gemeinheiten der Nazis bewahren, wenngleich es ihm durch Marias Beharrlichkeit gelang, das Dritte Reich zu überleben. Das einzige Bild, das ich von ihm kannte, zeigte ihn schon im höheren Alter, so um die Sechzig herum. Er sieht darauf immer noch gut aus, die dunklen Haare sind aber verschwunden und sein Haaransatz ist weit nach hin-